



DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER

HERAUSGEBER: »DÜSSELDORFER JONGES«
SCHRIFTLITUNG: DR. PAUL KAUSAUSEN, DÜSSELDORF
VIII. JAHRGANG HEFT NR. 4



FRIEDRICH HEINRICH JACOB

Mit Erlaubnis des Goethe-Nationalmuseums zu Weimar veröffentlicht

Ferdinand Deycks:

Pempelfort *)

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.“
Goethe

Habt ihr jemals, zur schönen Zeit, wo alles grünt und blüht, das freundliche Düsseldorf besucht? Seid ihr gewandelt durch seine lichten, reinlichen Straßen, über die baumgeschmückten Plätze, und dann wieder hinaus in den reizenden Hofgarten, der mit schattigen Baumgängen, üppigen Wiesen und spiegelnden Wasserflächen die fröhliche Stadt umfängt? — Wenn dann aus jedem Gebüsch euch Nachtigallen grüßen, wenn die Lerche jubelnd in blaue Lüfte steigt, und ein milder Abendhauch in den ragenden Pappeln, den ehrwürdigen Linden spielt, die dort an der stillen Düssel sich reihen, dann vernimmt das Herz den Schauer der Ahnung. Er spricht es klar dem Geiste aus: „Hier ist geweihter Boden!“ Verlassen wir jetzt den ältern Hofgarten, mit den stolzen Lindengängen, die zu dem Sitze der Fürsten, dem Jägerhofe, führen. Auch da winken Erinnerungen. Es war in kindischen Tagen, vor mehr als einem Menschenalter, da ich ihn einst vom dichtesten Gewühl umgeben sah. Alle Wege und Straßen füllten goldschimmernde Krieger, in den Bäumen hingen jubelnde Knaben, und mitten hindurch flog auf raschem Schimmel, von polnischen Lanzenträgern umgeben, ein kleiner Mann im grünen Kriegskleide, der neue Cäsar. Es war kurz vor dem Zuge nach Moskau; sein Stern, im Zenith, neigte schon dem Untergange zu. Aber kein Sterblicher ahnte den tiefen Fall, er selbst von allen am wenigsten. Denn das Schicksal schreitet

schnell. Lassen wir ihm sein Recht! — Bleibt doch vieles, ja alles, dem Menschen, der sich erkennen will. Seht ihr dort seitwärts das bescheidene Tor? — Es öffnet sich gern auch leisem Druck. Kein grimmi-ger Hofhund, kein anmaßender Lakai hemmt den Eintritt. Unendliches Blättergesäusel prächtiger Ulmen und Platanen, die südlichen Düfte der Zitronen und Pome-ranzen empfangen uns, und aus der Ferne über die Wiesen von prangenden Flieder-büschen her die Liebesseufzer seliger Nachtigallen. Die Lüfte scheinen zarte Ge-heimnisse zu flüstern. Wir sind im Garten der Poesie, im akademischen Haine des deutschen Platon; Friedrich Hein- rich Jacobi's geliebtes Pempel- fort umgibt uns.

Dort hinter immergrünen Bäumen des Südens birgt sich das geräumige Haus, wo er Jahre der edelsten Tätigkeit zubrachte, von blühender Nachkommenschaft umge- ben, und die besten, ausgezeichnetsten Männer und Frauen Deutschlands gastlich empfang. Jenes kleine Nebengebäude be- herbergte abwechselnd den munteren Hei n s e und den ernsten, himmelsuchen- den Hamann, kurz vorher, ehe er zu Münster das müde Auge schloß. Hierher lud einst Jacobi den mit seiner Umgebung zerfallenen Lessing, und verhiß ihm Ruhe und Pflege. Aus jenen Fenstern blickte Goethe nachdenklich zu den schon herbstlich bunten Bäumen, da er nach dem wirren Feld- und Lagerleben, beim Zuge gegen Frankreichs junge Frei-

*) Aus: Ferdinand Deycks, Friedrich Heinrich Jacobi. Frankfurt 1848.

heit, in der Nähe des frühgeliebten Freundes die besseren Geister seiner Jugend wiederfand. In den Sälen ergingen sich Herder und Fürstenberg; noch wehen dort die zärtlichen Scherze Johann Georg Jacobi's und die eifrige Himmelssehnsucht der Fürstin Gallitzin.

Heiter, mit dem Gefühle wohnlicher Sicherheit, umschließt der Lustgarten das Haus. Nirgend erblickt man im Grün die feste Mauer, nur Wiesen, Linden-, Ulmen-, Pappelgänge, dazwischen mannigfaltiges Gebüsch. Das sind die Schatten, die ich als fröhlicher Knabe mit Jacobi's Enkeln in lautem Jubel durchschwärmte. Hier lieferten wir unsere Heldenschlachten; dort auf dem Teiche lockte der schaukelnde Kahn oft in's nicht gewollte Bad; daneben im Ulmenwäldchen stieg, wenn der Abend dunkelte, die züngelnde Lohe unserer Freudenfeuer empor, und gaukelte malerisch auf dem Wasserspiegel, wenn irgend ein Geburtstag in der zahlreichen Familie die kleine Gesellschaft höher stimmte. Vorüber auch dies! — Nur Eines ist mir geblieben: an den Namen Jacobi knüpfte sich früh der Begriff von würdigem Lebensgenuß und edelstem Behagen aller Verhältnisse. Das war lange vorher, ehe ich nur zu ahnen vermochte, wer und was der Grobvat er sei, dessen lorbeerbekränzte Büste im Saale jährlich an seinem Geburtstage in fröhlichen Spielen von uns umzogen wurde. Als ich es später erfuhr, da war die Jugendlust vorbei, der von mir nie gesehene Großvater im fernen München bereits gestorben, die Enkel zogen einer nach dem andern in

die Welt hinaus. Leben und Lust sind ein Traum. Auch die Erinnerungen, welche über dem Garten zu Pempelfort schweben, gehören schon der Vergangenheit, von der kämpfenden, mit sich selbst beschäftigten Zeit, in der wir leben, kaum noch geachtet. Und doch wie Schatten steigen sie mir herauf, die Bilder jener Tage, und ich sehe in Gedanken eine lange Reihe mehr oder minder ausgezeichneten Männer und Frauen, die auch mir, während eines Vierteljahrhunderts, in den gastlichen Sälen, unter den hohen Schattengängen von Pempelfort begegneten. Der Geist schien sich diese Stätte einmal erkoren zu haben. Georg Arnold Jacobi, zweiter Sohn des Philosophen, besaß das Gut. Mit F. L. von Stolberg und L. Nicolovius hatte er in der Jugend Italien bereist; seine Briefe in's väterliche Haus sind gedruckt. Die Erinnerungen des herrlichen Landes verschönerten sein Leben, das im höheren Staatsdienste ihn frühzeitig zu bedeutenden Verhältnissen führte. Die Werke Raphael's und Michel-Angelo's, in trefflichen Kupferstichen, so wie manche mündliche Äußerung Jacobi's, wenn ich als Knabe in seine erlesene Bibliothek, oder in das schöne Treibhaus ihn begleiten durfte, warfen früh Blitze in meine junge Seele. Und mit fast verwandtschaftlichem Wohlwollen achtete Georg Jacobi auf meine Schritte. So tat auch seine edle Gemahlin, Luise, geborene Brinkmann, die ein tiefinniges Gemütsleben mit geistiger Kraft und Tätigkeit in seltenem Grade verband. Ein Jahr (1845) rief beide ab in's Land des Friedens. Nun erst scheint mir Pempelfort verödet.

★

Hans Heinrich Nicolini:

Friedrich Heinrich Jacobis Werden und Wirken in Düsseldorf*)

In dem Neujahrsaufruf des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ heißt es: „Wir wollen nicht selbstgenügsam ruhen, wir wollen höher, um neue größere Aussicht zu gewinnen, wir wollen vorwärts, um uns immer weitere Gebiete unseres geliebten Heimatraumes — des realen wie des geistigen — zu erschließen, und uns vertraut und teuer zu machen“.

In diesem Sinne stoßen wir heute in jene Welt vor, die sich uns an den Namen Jacobi bindet. Ein neues Gebiet wollen wir unserer Arbeit auf tun. Zwar haben wir es schon oft umkreist, sind auch in Vorträgen und in Aufsätzen der Heimatblätter hier und da hineingedrungen; aber nun möchten wir jene ereignisreiche Zeit, ihre Menschen und deren Leben, Streben und Wirken uns *l e b e n d i g* machen. Zu diesem Vorhaben bildet der heutige Abend, der Friedrich Heinrich Jacobi, seinem Werden und Wirken in Düsseldorf, gewidmet ist, nur den Auftakt.

In wenigen Tagen, am 10. März, jährt sich zum 120. Male Fritz Jacobis Todestag. Das ist der äußere Anlaß, seiner zu gedenken. Aber unsere Absichten bauen auf tieferem Grunde. Uns Heimatfreunden ist es Herzensbedürfnis, einem Manne, der für Düsseldorf so viel bedeutet, der für das geistige und wirtschaftliche Leben der Heimat so viel getan hat, einen späten Dank zu zollen und ihm ein Denkmal in unsern Herzen zu errichten.

Wenn wir Düsseldorfer den Namen Fritz Jacobi hören, so taucht unwillkürlich sein Landsitz Pempelfort vor uns auf. Wir

sehen den gastlichen Hausherrn, der die erlesensten Geister seiner Zeit bei sich aufnehmen und leiblich und geistig bewirten durfte, darunter den Großen, Einzigen, in dessen Schatten Fritz Jacobis Bild zu leicht verdämmert: Goethe.

In diesen schweren Schatten möchte ich heute Licht werfen. Lebt Fritz Jacobi nur von dem kärglichen Ruhm, Goethes Freund gewesen zu sein, oder geht seine Gestalt durch die Zeiten kraft eigener Persönlichkeit, kraft eigener Leistung und Wirkung?

An der Marktstraße steht das stattliche Haus, in dem Fritz Jacobi 1743, sechs Jahre vor Goethe, geboren wurde. Das Schicksal schien es gut mit ihm zu meinen: es legte ihn in die Wiege eines reichen, angesehenen und unternehmenden Kaufherrn, es formte ihm einen Körper, dessen ungemeine Schönheit und kraftvolle Anmut bis ins Greisenalter Bewunderung erregte, es stattete ihn mit reichen Gaben des Geistes und des Gemütes aus.

Zunächst allerdings blieb dieser Geist in sich verschlossen. War es langsames geistiges Wachstum, oder war es — was nach den vorliegenden Berichten wahrscheinlicher ist — die Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit eines steifen, mürrischen Hauslehrers, der die angeborenen Fähigkeiten dieser zarten Seele nicht zur Entfaltung bringen konnte, vor dem sie sich verstockte: der kleine Fritz lebte ein eingezogenes, in sich gekehrtes, träumerisches

*) Ein Vortrag, gehalten bei der Jacobi-Feier der „Düsseldorfer Jonges“ in der Aula der Kunstakademie am 7. März 1939.

Dasein und fiel im Lernen gegen seinen zwei Jahre älteren Bruder Johann Georg stark ab. Sehr zum Kummer seines Vaters, der mit seinen Söhnen hochfliegende Pläne hatte. Fritzens Versagen empfand er gewissermaßen wie eine Auflehnung gegen seinen autoritären väterlichen Willen. Und unter dieser unpädagogischen Einstellung des im Grunde wohlmeinenden Vaters hatte der Knabe viel zu leiden. Statt Ermunterung erfuhr er Zurücksetzung, statt Aufrichtung Duckung. Sein Selbstgefühl wurde verschüttet. Der Vater steckte bei Fritz seine Ziele zurück, gab die Absicht, auf, ihn einer Gelehrtenlaufbahn zuzuführen und bestimmte ihn zum Kaufmannsstande.

Der Knabe hatte sich in seinen inneren und äußeren Bedrängnissen einer Gespielin eng angeschlossen. Und dieses Mädchen — jünger als er — war seine Tante, Johanna Fahlmer, eine Halbschwester seiner früh verstorbenen Mutter. Seine zweite Vertraute wurde eine alte fromme Magd im elterlichen Hause, mit der er religiöse Schriften las und durch deren Einfluß er die damals weit verbreiteten pietistischen Ideen und Gefühle einsog.

Während sein Bruder Johann Georg auf Universitäten zog, ging Fritz mit 16 Jahren als Handlungslehrling nach Frankfurt am Main. Das war 1759, im Geburtsjahre Schillers. Doch schon bald bat er den Vater, ihn aus dieser Frankfurter Lehre fortzunehmen, denn sein zartes Gewissen konnte sich mit den dort üblichen Geschäftspraktiken nicht abfinden. Das bedrängte ihn innerlich und zog ihm den Spott der Kaufleute zu. So kam er zu einem Handelshause nach Genf.

„Denken Sie sich einen feurigen und ebenso weichherzigen Jüngling, voll Schüchternheit und Mißtrauen in sich selbst und voll Enthusiasmus für jede höhere Geisteswürde“, so beschreibt er seine Verfassung in jener Zeit.

In Genf erfolgte seine erste Erweckung. In körperlicher Betätigung, im Reiten, Schwimmen, Wandern und Eislauf, in einer weltmännischen, geistig beweglichen und geistig freien Geselligkeit — er verkehrte mit Freunden Jean Jaques Rousseaus — gewann er körperliches und geistiges Kraftgefühl, vornehmes und sicheres Auftreten. Er besuchte die Universität, sah seinem Kaufmannsberufe die wissenschaftliche Seite ab und spannte sein allgemeines wissenschaftliches Interesse weiter und höher. Sein Leben lang ist Jacobi dem dortigen Universitätslehrer Le Sage dankbar gewesen, der ihn — ein echter Pädagoge — aus den Fesseln des Mißtrauens in die eigene Kraft löste und ihn liebevoll, als wäre er sein eigener Sohn, leitete und bewachte, auf eine von Fritz damals unmerkliche Weise, „indem Le Sage seine väterliche Sorgfalt unter den Äußerungen und Begegnungen einer beinahe brüderlichen Vertraulichkeit zu verbergen wußte“.

Nun wollte Fritz die Gelehrtenlaufbahn einschlagen, doch dem versagte sich jetzt der Vater. Er rief den Sohn nach etwa drei Jahren in das väterliche Geschäft nach Düsseldorf zurück. Schweren Herzens folgte Fritz.

Der Vater mag baß erstaunt gewesen sein, als er statt des in sich gekehrten, verschüchterten Jünglings einen jungen Weltmann, erblüht in körperlicher Schönheit, gewandt und geistesoffen, vor sich sah. Zu des Sohnes kaufmännischer Bildung faßte er ein so großes Vertrauen, daß er ihm die selbständige Leitung seines Düsseldorfer Handelshauses übertrug. Das war 1762. Er selbst wandte sich neuen Unternehmungen zu. In Pempelfort, neben seinem Lustgarten, erbaute er eine Zuckerfabrik.

Für den Sohn hatte Johann Konrad Jacobi Umschau unter den Töchtern der angesehensten niederrheinischen Familien gehalten und in Betty von Clermont, aus

einem vornehmen und sehr begüterten Handelshause zu Vaels bei Aachen, die Rechte gefunden. 21 Jahre alt, verband sich Fritz Jacobi mit Betty, und gewann in dieser Frau, die Goethe eine herrliche Niederländerin nannte, eine Lebensgefährtin, die ihm als Frau und Mutter seiner Kinder reiches Glück ins Haus brachte.

So saß nun Jacobi als junger Handels- und Hausherr in dem geräumigen Hause an der Marktstraße, stand mit Geschick und Erfolg seinem Handelshause vor, benutzte seine Freistunden eifrig zum Studium, machte sich mit der Literatur vertraut und pflegte dabei, von seiner tätigen, herzlich heiteren Frau Betty trefflich unterstützt, einer beschwingten und geistig veredelten Geselligkeit. Unter den Gästen finden wir auch den Statthalter Grafen von Goltstein. In Nähe und Ferne wurden wertvolle Bekanntschaften angeknüpft und in gegenseitigen Besuchen oder im Briefwechsel lebendig erhalten. Unter diesen frühen Freundschaften wird dann — von 1770 ab — die bedeutungsvollste die mit Wieland, deren Dokumente wir im Februarheft der Düsseldorfer Heimatblätter veröffentlichten.

Und draußen in Pempelfort, im Wohnsitze des Vaters, vereinigte sich oft die Familie, der Vater mit seinen drei Kindern aus zweiter Ehe: Lotte, Lene und Peter, dazu Fritz Jacobi mit seiner Frau Betty. Auch Johann Georg fand sich von Zeit zu Zeit in der Heimat zu längerem Aufenthalte ein. Der wurde nach einem gewundenen Studiengang, der ihn von der Theologie über die Juristerei zur Dichtkunst führte, 1766 blutjunger Professor der Philosophie und Beredsamkeit an der Universität Halle und erhielt 1769 durch Vermittlung des „Vaters Gleim“ eine behagliche und ausreichende Sinekure als Kanonikus am Stifte Halberstadt. Mit seinen nach dem Zeitgeschmack tändelnden Liedern erwarb er sich einen

Namen und wurde als Dichter der Liebling empfindsamer Seelen.

Fritz Jacobi war dem Bruder in herzlicher Liebe zugetan und sah bewundernd zu ihm auf. Am Beginn seiner eigenen schriftstellerischen Tätigkeit stehen Übersetzungen von Liedern seines Bruders ins Französische, die in Paris erschienen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Zeitverhältnisse, in welche der junge Jacobi hineingestellt war. Düsseldorf war Hauptstadt der Herzogtümer Berg und Jülich, Hauptstadt, aber nicht mehr Residenzstadt. Der Landesherr Karl Theodor, gleichzeitig Kurfürst von der Pfalz, residierte zu Mannheim. In Düsseldorf bestand unter einem Statthalter, dem Grafen Goltstein, eine Regierung für die beiden Herzogtümer, Hofkammer genannt. Der Siebenjährige Krieg hatte seine Unruhen auch über die Jülich-Bergischen Lande und über Düsseldorf gebracht, denn Karl Theodor stand im Bunde mit der Kaiserin und den Franzosen gegen Friedrich den Großen. Französische Einquartierungen, Besetzungen, 1758, nach der Schlacht bei Krefeld, sogar ein Bombardement hatte die Stadt über sich ergehen lassen müssen. Nun aber, seit 1763, war Friede. Und Graf Goltstein bemühte sich redlich um den Aufbau des gewerbtätigen Lebens. Die einsetzende lange Friedenszeit trug reiche Früchte. „Der Ackerbau blühte, besonders im Jülich'schen, dagegen im Bergischen Handel und Fabriken. Seit Jahrhunderten waren Solinger Stahlwaren auf allen Märkten der Welt gesucht. Elberfeld und Barmen rühmten sich ihrer Weberei und Färberei, so wie der schönen Bleichen an der rauschenden Wupper“. (Deycks.)

Zu Anfang des Jahres 1772 berief der Kurfürst Karl Theodor den Kaufmann Friedrich Heinrich Jacobi in die Jülich-Bergische Hofkammer, und wies ihm als Arbeitsgebiet das Kommerz- und das Zoll-



Aufnahme: Oskar Söhn

Haus und Garten Fritz Jacobis im Pempelfort
(nach einem Holzschnitt nach Rötteken)

wesen zu. Graf Goltstein hatte diese Ernennung betrieben. Wieviel ihm an der Mitarbeit Jacobis lag, geht wohl daraus hervor, daß er ihn mit dieser Ernennung überrumpelte und ihm ein höheres als das gewöhnliche Gehalt ausgewirkt hatte. Jacobi folgte dem Rufe, und übergab das Geschäft seinen Geschwistern. Er war wohl vorbereitet für dieses Amt, einmal durch seine kaufmännische Praxis und zum andern durch ein gründliches Studium der Staatswirtschaft, der damals als Wissenschaft neuen Nationalökonomie, das er an Hand der Schriften des Engländers Adam Smith, den man den Vater der Nationalökonomie nennt, betrieb.

Jacobi hat den Grafen Goltstein nicht enttäuscht. Im Gegenteil! In den Jahren 1773 und 1774 untersuchte Jacobi auf vielfachen Reisen den „Handlungszustand“ — wir würden heute sagen: die Industrie — in den beiden Herzogtümern Berg und Jülich auf das Gründlichste. In einem umfangreichen Bericht, der uns erhalten ist, legte er das Ergebnis seiner Untersuchungen nieder. Er enthält die genauesten statistischen Darstellungen der einzelnen Industrien, in den einzelnen Orten. Dieses wertvolle Dokument gibt uns ein getreues Bild der damaligen Industrie in den beiden Herzogtümern. Besonders interessant für die Tätigkeit Jacobis werden diese Akte

für uns aber dadurch, daß wir nicht tote Zahlen vor uns haben, daß hier ein äußerst lebendiger, die Situationen durchdenkender Geist am Werke ist, der sieht, wo es fehlt und wie zu helfen ist. Eingeleitet wird der Bericht durch eine größere staatswirtschaftliche Abhandlung, die Jacobi später unter dem Titel „Politische Rapsodie“ in seine gesammelten Werke aufnahm.

Dieser Bericht machte nicht nur bei der Hofkammer in Düsseldorf Aufsehen, sondern fand auch bei der landesherrlichen Regierung in Mannheim Beifall, wie sehr, hören wir aus einem Briefe, den Jacobi an Wieland schreibt:

„Ich habe Ihnen wohl noch nicht gemeldet, daß meine Kommissions-Akte eine ganz außerordentliche Fortune gemacht haben. Wissen Sie: ich bin ein Mann von Genie und wohl gar der einzige im Lande. Mein Kurfürst hat es gesagt. Nun bewundern Sie einmal meine Bescheidenheit, da ich das schon seit Anfang Augusts geworden, daß ich es Ihnen heute erst, zur unzieltlichen Respektbezeugung melde.“

Ein Jahr später schreibt er der Freundin Sophie von La Roche: „Bei dem hiesigen Statthalter, nunmehr auch wirklichen Staatsminister, Grafen von Goltstein, habe ich mich durch eine Operation, an der alle bisherigen Unternehmer gescheitert, und an der ich mich ungerufen glücklich versucht, in größeren Kredit als jemals gesetzt. Er hält es nunmehr der Mühe wert, daß Ihre Durchlaucht mich persönlich kennen lernen.“ Und Jacobi mußte dem Kurfürsten in Mannheim aufwarten.

Im Jahre 1779, Karl Theodor hatte inzwischen auch Bayern geerbt, wurde Jacobi nach München gerufen, um bei der Neuordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse in den vereinigten Ländern maßgebend tätig zu sein. Trotz guten Anfängen und segensreicher Tätigkeit mußte er nach einigen Monaten den Intrigen am Hofe

weichen und war froh, in seine Düsseldorfer Stellung und zu seinem geliebten Pempelfort zurückkehren zu können.

Verlassen wir damit den Wirklichen Geheimen Rat und Ministerial-Referenten Friedrich Heinrich Jacobi — diese Titel hatte ihm das Jahr 1779 eingetragen — und wenden wir uns wieder unserm Fritz Jacobi zu, der inzwischen, am 1. September 1772 sein schönes, bequemes Haus in der Marktstraße verlassen hatte, um ein fremdes, das er der Sorgfalt des Statthalters verdankte, in der Neustraße zu beziehen; der 1773, als Dreißigjähriger, an Sophie von La Roche schreibt: „Bei allem fühle ich Jugendkraft in meiner Seele, und ich glaube fest, diese tritt ihr Jünglingsalter nun erst an“.

Weder die kaufmännische Praxis noch die amtliche Tätigkeit als Hofkammerrat hatte seinem geistigen Streben hemmende Schranken gesetzt. Die Freundschaft mit Wieland, den er 1771 noch in sein Haus an der Marktstraße als Gast hatte aufnehmen können, gab ihm neuen An- und Auftrieb. Wielands, des berühmten Dichters, Ermunterung, Jacobi sei mit den Talenten, die er habe, verbunden, ein Schriftsteller für unsere Nation zu werden; Wielands Lob, Jacobi zeichne seine Gedanken mit der Kühnheit und zugleich mit der Richtigkeit und Leichtigkeit einer Meisterhand, mußten sein Selbstvertrauen stärken.

Aber die Frucht dieser Freundschaft waren noch keine selbständigen Werke. Noch immer war sein Augenmerk zu sehr auf die Leistungen anderer gerichtet, und an den Werken anderer übte er betrachtend und kritisch seinen Geist.

In der auf seine Anregung und mit seiner Hilfe gegründeten Zeitschrift „Der Deutsche Merkur“ veröffentlichte er derartige Aufsätze.

Die Erweckung Fritz Jacobis zum

schöpferischen Schriftsteller war einem Größeren als Wieland vorbehalten.

Doch ehe wir davon sprechen, sei eines schweren Schicksalsschlages gedacht, der die Familie Jacobi durch Verlust des Familienvermögens zu Anfang der siebziger Jahre traf. Die Zuckerfabrik, die Johann Konrad Jacobi, der Vater, neben seinem Wohnsitze in Pempelfort erbaut und von der er sich reichen Gewinn versprochen hatte, ward sein Ruin. Sie brannte ab. Die Regierung veranlaßte ihn zum Wiederaufbau und schoß ihm zu diesem Zwecke 26000 Reichstaler vor. Aber als die neue Fabrik fertig war, setzte Holland einen so hohen Ausfuhrzoll auf das Rohmaterial, daß der Betrieb nicht mehr rentabel gestaltet werden konnte, und der Vater geriet in die schlimmste Verlegenheit.

Aus dem Jahre 1774 besitzen wir einen Brief von Fritz Jacobi, der uns über die Lage des Vaters Aufschluß gibt und uns einen Blick in das Herz seines Sohnes gestattet. Er schreibt unter dem 21. März an Sophie von La Roche:

„Beste Sophie, ich habe starke Kopfschmerzen, aber nichts desto weniger muß ich, eines besondern Ereignisses wegen, Ihnen heute schreiben.

Sie werden sich zum Teil noch erinnern, was ich Ihnen in verschiedenen Unterredungen von den Unglücksfällen, die meinen Vater betroffen, erzählt habe. Dieser hat nunmehr alle seine Kreditoren... befriedigt. Allein nun bleibt er der hiesigen Hofkammer noch 26000 Reichstaler schuldig. Diese Summe, welche ihm bei Errichtung seiner Fabrik vorgeschossen war, ist noch jetzt in den Materialien derselben ganz vorhanden. Was kann nun billiger sein, als daß der Kurfürst diese Materialien (in einem Grundstück, Gebäuden und Gerätschaften bestehend) für obige Summe an Zahlung nehme, da die Fabrik auf Angelobung höchster Protektion unternommen wurde, und

aus Mangel an hinlänglicher Protektion hat eingehen müssen?

Mein Vater hat 100000 Rthlr. bei seiner Entreprise eingebüßt und will nun seinem Grabe eben so nackend entgegen gehen, als er in die Welt trat: wo ist das Ungeheuer, das mehr von ihm fordern kann?

In der Hoffnung, Fürst und Minister werden ein so geringes Maß von Gerechtigkeit nicht versagen, hat mein Vater sich entschlossen, seine Deklaration, mit hinlänglichen Beilagen versehen, direkt an unsern Kurfürsten abzusenden. Bis die Antwort von Hof anlangt, wird er sich in Ihrem kleinen Städtchen Ehrenbreitstein aufhalten und hat sich heute dahin auf den Weg begeben. Mein Rat war, er solle selbst nach Mannheim hin. Da er aber zu furchtsam hiezu war, so scheute ich mich, stark darauf zu dringen.

Was ich nun von Ihnen zu bitten hätte, liebste Sophie, wäre, meinen armen bedrängten Vater zuweilen eine Stunde Ihre Gegenwart genießen zu lassen.

Ein sechzigjähriger Mann, der aus den glänzendsten Umständen, sich noch tiefer als in das, was man Armut nennt, versetzt sieht, der von seinen Kindern Abschied nahm, voll Furcht, sie nie wieder zu sehen, der hunderten von Menschen auf die uneigennützigste Weise diente, der seine Kinder in Ehre setzte — und jetzt selbst gleichsam auf der Flucht — o Sophie, mir bricht das Herz!

Nicht wahr, Sie werden Mitleid mit ihm haben? Von selbst wird er schwerlich zu Ihnen gehen, ob ich ihn gleich sehr darum gebeten habe. Sie müssen ins Weiße Roß zu ihm schicken und ihn zu sich fordern lassen. — Mir grauet, wenn ich an die Einsamkeit denke, worin er sich dort befinden wird.

Ohne meinen Vater geradezu merken zu lassen, wieviel Sie von seinem Unglück wissen, ohne ihn nach der Ursache seines

dortigen Aufenthaltes zu fragen, geben Sie ihm nur den teilnehmenden mitleidenden Blick, den ich an Ihnen kenne, so wird er gewiß so lange dieses Jammertal vergessen und zu Mut und Hoffnung ermannen.

Übrigens werden Sie an diesem Unglücklichen einen durch sich selbst interessanten Mann finden, voll Geist, voll edlen Gefühls und mit einer Menge von Kenntnissen versehen.“

Im Dezember des gleichen Jahres schreibt er derselben Freundin, daß er zur Belohnung seiner Arbeit wahrscheinlich die gänzliche Tilgung der Schuld seines Vaters im vorhin erwähnten Sinne erhalten werde. So konnte Haus und Garten in Pempelfort der Familie bleiben.

Das Jahr 1776, in dem Bettys Vater starb, trug ihm ihr reiches Erbteil zu und machte aller finanziellen Sorge ein Ende.

Doch nun zurück zu Fritzens Erweckung zum selbstschöpferischen Schriftsteller.

Im Sommer 1774 weilte Fritz Jacobis Frau, Betty, zu Vaels bei Aachen im elterlichen Hause. Da erhielt sie folgenden Brief:

„Sie erwarten keinen Brief von mir am wenigsten datiert

Düsseldorf, den 21. Juli 1774

gegen zwölf mittags, in dem Gasthose zum Prinzen von Oranien. Kommend von der Galerie, die meines Herzens Härte erweicht, gestärkt und folglich gestählt hat.

Vor acht heute früh lief ich nach Ihrem Hause, in die Neustraße, ans Flinger oder Flinder Tor (deswegen gehe ich so ins detail, daß Sie sich des überzeugen, daß ich hier bin, das ich selbst kaum glaube) Chartrine machte auf und große Augen, stutzte, erkannte mich und schien vergnügt zu sein. Das Haus war leer! Die Herrschaft verweist, der Jüngste schlief, die andern in Pempelfort. Ich hinaus nach Pempelfort. Lottchen, Lenchen, Papa, Fritz, George, der Kleine etc.

Daß mirs weh tut, Sie nicht zu treffen, fühlen Sie — just jetzo — eben jetzo. —

Was weiter wird? Steht in der Götter Hand.
Goethe.“

Und Betty schrieb ihm gleich zurück:

„Freilich, Herr Doktor, konnte ich keinen Brief von Ihnen, noch weniger aus Düsseldorf datiert, erwarten. Mein Erstaunen darüber war so groß, daß ich in einem Herrjemine ausbrach, welches meiner Mutter die Brille von der Nase fallen machte. „Was habt Ihr, Tochter?“ O nichts Mama, Goethe ist in Düsseldorf und ich just nicht. „Wer ist Herr Goethe?“ Ach... nun kratzte ich mich hinter die Ohren, antwortete aber, ein guter Bekannter aus Frankfurt. Die Antwort war nicht hinlänglich, die guten Alten fragen gerne, und hätte ich nicht gesagt, Sie wären ein geschickter Advokat, so hätte sie meine obige Exklamation verübelt. Ein Poeten-Herr-Doktor steht hier in jämmerlichem Ansehen. Daß es mir indes leid tut, daß ich nicht mit Ihnen in unserer schönen Galerie herumwandere, ist wahr, und daß es Ihnen ebenfalls leid tut, daß ich nicht dorten bin, will ich zu meinem Vergnügen glauben. Wenn ich und alles, was ich liebe, in Düsseldorf gewesen, so sollte unsere ehrliche altdeutsche Bewirtung Sie nicht mißvergnügt haben abreisen lassen. Sind Sie oder sind Sie nicht mehr daselbst? Wo Sie sind, folge Ihnen Glück, Freude und Vergnügen. Das wünscht von ganzem Herzen

Betty Jacobi.“

Ja, Goethe war noch da und konnte kurz darauf Betty schreiben:

„Ihr Fritz, Betty, mein Fritz! Sie triumphieren, Betty, und ich hatte geschworen, ihn nie zu nennen vor seinen Lieben, bis ich ihn nennen könnte, wie ich ihn nie zu nennen glaubte und nun nenne. Und so willkommen, tausendmal willkommen. Die gesperrte Schifffahrt geöffnet, Handel und



Aufnahme: Oskar Söhn

„Betty“

„Sie war geeignet, mich völlig einzunehmen: ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin“

(Goethe)

Wandel in Flor, und gnade Gott den scheel-süchtigen Nachbarn. Wie schön, wie herrlich, daß Sie nicht in Düsseldorf waren, daß ich tat, was mich das einfältige Herz hieß. Nicht eingeführt, marschalliert, exkusierte; grad rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er! Und waren schon, eh noch ein schwesterlicher Blick drein präliminiert hatte, was wir sein sollten und konnten. Adieu, liebe Frau, küssen Sie mir die Buben und die Mädchen.“

Wer über dieses erste Zusammentreffen Goethes und Jacobis und die ergötzlichen Irrungen und Wirrungen des Suchens und Findens genauer unterrichtet sein will, der greife zu Heinz Stolzens köstlichem und für die Heimatgeschichte so verdienstvollen Büchlein „Das klassische Düsseldorf“.

Wir können in dieser kurzen Stunde nur in großen Strichen zeichnen und fragen uns: wie kam Goethe nach Düsseldorf und wie fanden sich die beiden großen Seelen?

Goethe, damals noch Advokat in Frankfurt, vom ersten Ruhm getragen durch den Götz, hatte in der Heimatstadt eine Freundin, eine Vertraute, die niemand anders war als Fritzens Jugendgespielin und Tante, Johanna Falmer, das „Tantchen“. Sie hatte des Jugendfreundes nie vergessen, sie hatte ihn wohl gar zu tief in ihr edles, gütiges und entsagungsfähiges Herz geschlossen. Was Wunder, daß sie die beiden, die sie hochschätzte und denen sie zugetan war, gerne zusammengebracht hätte. Aber das war schwere Arbeit. Zwischen dem Kraftgenie Goethe und dem damals noch tändelnden, empfindsamen Salon-Dichter Johann Georg Jacobi klaffte der Abgrund. Und mit dem Bruder warf Goethe Fritz Jacobi in einen Topf. Beide Brüder bedachte er mit seinem aus überquellendem Kraftgefühl sprudelnden Spott. Der ganze Kreis, in dem sie sich geistig

bewegten, Gleim, Wieland, war ihm zuwider. Gegen Wieland und den „Deutschen Merkur“ hatte er eine derbe Satire: „Götter, Helden und Wieland“ geschrieben, die sein Freund Lenz schadenfroh in Straßburg hatte drucken lassen. Und das liebe Tantchen bekam von Goethe folgenden schuld-bewußten Brief, der die Situation beleuchtet:

„Ich muß Ihnen melden, gute Tante, daß ein gewisses Schand- und Frevelstück „Götter, Helden und Wieland“ durch öffentlichen Druck vor kurzem bekannt gemacht worden. Ich habe der erste sein wollen, Sie davon zu benachrichtigen, daß, wenn Sie etwa mit dem Verfasser zu brechen willens waren, Sie's de bonne grace täten und ohne weiter zu brummen und zu mutzen ihm einen Tritt vorn Hintern gäben und sagten: schert Euch zum Teufel, ich habe nichts Gemeines mehr mit Euch.“

Inzwischen waren aber Frau Betty und Jacobis Halbschwester Lotte in Frankfurt zu Besuch gewesen. Und in Betty trat Goethe alles andere als eine rührselige, empfindsame Seele entgegen. In später Erinnerung sagt er von ihr: „Sie war geeignet, mich völlig einzunehmen: ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die ohne Ausdruck von Sinnlichkeit durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubensschen Frauen erinnerte.“ Auch Lotte gefiel ihm in ihrer Treuherzigkeit. „Und so“, sagt er, „war uns denn ein Düsseldorf, ein Pempelfort dem Geist und Herzen nach in Frankfurt zuteil geworden.“ Und er hatte Betty sein Kommen versprochen.

Und nun? Tantchen hatte mit ihrem triumphierenden Glauben: sie werden sich lieben, recht behalten.

Ja! sie liebten sich, da sie einander kennen lernten. Goethe gesteht nach den Düsseldorfer Tagen dem Freunde:

„Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe Deinen Brief — und schwebe um Dich. Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand Deiner Liebe zu sein. O, das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen als er gibt! O Liebe, Liebe! Die Armut des Reichtums — und welche Kraft wirkts in mir, da ich im andern alles umarme, was mir fehlt und ihm noch dazu schenke, was ich habe. — Glaub mir, wir könnten von nun an stumm gegeneinander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen — und uns wärs, als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredet haben. Gute Nacht! Ich schwebe im Rauschtaumel, nicht im Wogensturm; — doch, — ists nicht eins, welcher uns an Stein schmettert?“

Und Fritz Jacobi schreibt an Goethe:

„Dir allein meine ganze Seele, drinnen zu schalten und zu walten nach Wohlgefallen! Wie Du in mir wirkst so gewaltig! Du hast wohl nie dergleichen erfahren. Tue ferner Gutes und Großes an mir, auch um Dein selbst willen.“

Zweifellos ist diese Begegnung auch für Goethe bedeutungsvoll gewesen. Nadler sagt: „In Friedrich Heinrich Jacobi erlebte Goethe das heimliche Seelenleben dieser neuen Zeit. Religion als persönlichstes Empfinden, Gott ein Gegenstand gefühlvoller Ahnung, Tugend als eine freie Kunst, das Glück eines besonnenen Trieblebens, mit der Natur sich als eins und ein Ganzes fühlen: das bekannten sie sich als ihr Evangelium. Für Jacobi war die Begegnung entscheidend. Die Erscheinung Goethe bestätigt ihm Seiten seines Wesens, die sich bisher nicht ans Licht zu drängen wagten, löst Gefühle, die im Engen gebunden geblieben, gab seinen Gedanken den freien starken Flügelschwung. Nun erst bricht die volle Persönlichkeit Jacobis durch. „Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der

das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte eigentümliche Festigkeit erhalten, denn Goethes Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben.“

Ja, Goethe hatte die Quellen aufgeschlagen. Er hatte fordernd vor dem Freunde gestanden, liebend, zürnend und drohend, der Genügsamkeit die sich mit Teilnahme an anderer Schöpfungsfreude sättigt, zu entsagen, nicht länger zu gaffen... „Wie hätte ich Dir widerstehen können, Du Mächtiger!“ ruft Jacobi aus.

Es war am Abschiedsabend in Köln, im Gasthof „Zum Geist“. Die Jacobis und Heinse hatten Goethe bis hierhin das Geleit gegeben. Sie sahen aus dem Saale über dem Siebengebirge den Mond heraufsteigen. Goethe saß in der Dämmerung auf dem Tische und sprach vor den Begeisterten seine Gedichte. „Welche Stunden! Welche Tage!“ ruft noch der Greis Jacobi von Erinnerung überwältigt dem Freunde zu. Aber um Mitternacht sucht Goethe den neuen Freund noch einmal im Dunkeln auf, um sein Werk der Erweckung zu vollenden. Er bestürmte ihn aufs neue, aus sich herauszugehen. „Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblicke an konnte ich Dich nicht mehr lassen“, gesteht Jacobi.

Auch diese hochgestimmte Freundschaft hat heftige Erschütterungen erlitten. Aber die Liebe saß beiden zu tief im Herzen. Es trieb sie immer wieder zu einander und ihr Briefwechsel währte Jacobis Leben lang.

In Jacobi hatte der Funke gezündet. Was ihm etwa an Empfinderei als ein seinem Wesen Fremdes von Wieland, Gleim und dem Bruder her angefliegen war, fällt ab. Er sucht nun in der Natur große, reine Gefühle, er läßt seine Gedanken selbständig über Menschen, Welt und Himmel gehen,

er beginnt, Gefühl und Gedanke in künstlerische Form zu bringen und veröffentlicht in der „Iris“, einer Zeitschrift, welche Johann Georg und Fritz mit Heinse als Schriftleiter in Düsseldorf herausgaben, die ersten Teile seines ersten Romans: Allwills Papiere, ein Roman in Briefen.

Wieland ist hell begeistert: „Die Briefe sind herrlich und wollte Gott, Sie könnten deren viele Tausende schreiben . . . Schreiben Sie, schreiben Sie, und ich will mit Freuden nichts mehr tun als lesen“.

Und Goethe äußert zu Wieland: „Wenn Jacobi Allwills Papiere in einem Feuer fortzuschreiben könnte, so würde es ein gar herrliches Werk werden“.

Aber Allwill ist nicht fertig geworden. Wir lesen heute diese Fragmente und fragen uns erstaunt, wie man ein solches Gebilde Roman nennen konnte. Von Handlung kaum eine Spur. Wir finden große, starke Gefühle, finden Reflexionen über Menschen und Welt, geraten unversehens in philosophische Gedankengänge und verlieren schließlich den Boden unter den Füßen.

Freilich, diese Briefe sind Köstlichkeiten. Es steht ein Bedeutender dahinter, ein volles Herz, ein überlegener Geist, ein klarer Beobachter, ein Meister der Sprache. Aber wir können uns nicht verhehlen: kein eigentlicher Dichter. Es fehlt das, was den Künstler ausmacht: Die Gestaltungskraft. Dieser Schriftsteller gibt Betrachtungen, wundervolle Betrachtungen, jedoch er bildet nicht. Den gleichen Eindruck empfangen wir in seinem zweiten abgerundeten Roman „Woldemar“.

Die damalige Zeit aber liebte den sogenannten philosophischen Roman. Allwill und Woldemar erregten beträchtliches Aufsehen. Jacobi rückte mit diesen Werken für jene Zeit in die erste Reihe der deutschen Schriftsteller.

Uns können Allwill und Woldemar nur

eins erhärten: daß Fritz Jacobis eigentliche Berufung keine dichterische, sondern eine philosophische war. Sein weiteres Schaffen, sein Lebensweg wird denn auch von dieser Tatsache bestimmt.

Inzwischen aber klingt sein Name durch Deutschland. Die besten Geister suchen Verbindung mit ihm, wie er mit ihnen. Der Bekannten- und Freundeskreis weitet sich. Wir finden darin u. a. Klopstock, Lessing, Herder, Matthias Claudius, Forster, Alexander und Wilhelm von Humboldt, Johannes Müller, Lavater, Hamann, Franz von Fürstenberg, die Fürstin Gallitzin, Hemsterhuis, Friedrich Leopold von Stolberg. Die meisten der genannten hat er in Pempelfort zu Gast gehabt und in ihrem Umgang Herz und Geist erhoben und beglückt. Und diese Freundschaften waren wirkender Art. Josef Nadler spricht von einer Sammlung der beherrschenden Kulturkräfte und nennt Pempelfort einen Sammelplatz für die erhaltenden und rettenden Gedanken der Zeit.

In dieser Zeit konnte Jacobi in einem Briefe an Johannes Müller von sich sagen, er sei ein Mann, der allein der Freundschaft und den Wissenschaften lebe, der auch viele andere Dinge gekannt habe und dennoch sage: es ist nicht alles eitel!

Er war nun Hausherr auch draußen in Pempelfort. Man durfte ihn wohl einen Glücklichen nennen. Eine Betty als Frau, gesunde, begabte Kinder, finanziell unabhängig, ja reich, in angesehener Stellung, die seinen Tätigkeitsdrang befriedigte, ihm aber genügend Muße für seine literarischen und philosophischen Arbeiten ließ, im Nahen und Weiten von ehrlichen, bedeutenden Freunden umgeben, bekannt, geschätzt, geliebt im deutschen Lande.

1780 kam er von einer Reise nach Wandsbeck, wo er seine beiden ältesten Söhne, die bei Matthias Claudius erzogen worden waren, abgeholt hatte, zurück. Auf



Aufnahme: Oskar Söhn

Friedrich Heinrich Jacobi
nach einer zeitgenössischen Lithographie von J. Bauer

dieser Reise war er außer mit Claudius mit Klopstock, Lessing, Gleim und manchen anderen bedeutenden und lieben Menschen zusammengewesen. Köstliche und reiche Stunden hatte er verlebt, viel Achtung und Liebe erfahren. Er erzählt in einem Briefe an Heinse nach Genua ausführlich davon. Gegen Schluß des langen Briefes heißt es: „Was ich Ihnen am liebsten erzählen möchte, guter freundschaftlicher Heinse, und was ich Ihnen zu erzählen am wenigsten im Stande bin, ist die unendliche Seligkeit, die ich fühle, wieder hier in meinem Pempelfort zu sein. Als ich zum Hofe hereinfuhr, es war, als hätten sich die Tore des Paradieses mir geöffnet“. Er schwärmt von seinem Familienglück, von seiner freundlichen Wohnung, von seinem lieben Garten, den der wackere Louis mit spät blühenden Gewächsen der vier Weltteile voll geschmückt hatte und ruft aus: „Alles, alles entzückte mich, und je länger, je mehr. Ich übersah unaufhörlich meine Habe und konnte sie nicht ermessen. Mein war die ganze Welt!“

Wer sollte diesen Mann nicht glücklich preisen? Aber das Schicksal sorgt schon dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Man muß hie und da von den Schicksalschlägen, die auch ihm zugemessen waren, erzählen, um nicht den Anschein entstehen zu lassen, als ob hier ein ungetrübt glückliches Leben seinen Gang nähme. Noch haben wir nicht berichtet von den Nervenkrankheiten, an welchen er von früh auf litt, die ihm mit Schmerzen und Niedergeschlagenheit Tage und Wochen verbitterten. Noch bleibt uns zu berichten von den Kränkungen, die er trotz seinen Leistungen im Amte erfuhr, vom frühen Sterben geliebter Kinder und — vom Tode der strahlenden Gattin. Betty starb Anfang 1784, nach zwanzig Jahren einer ungemein glücklichen und gesegneten Ehe.

Schweigen wir vor dem Schmerze des Gatten und erheben wir uns an seinem Worte: „Ich habe zwanzig Jahre und von meinem einundzwanzigsten Jahre an mit ihr gelebt und nie erblickt, was ihr an Reinheit des Herzens und Größe der Seele, an Liebe, Treue und himmlischem Wohltun gleich war“. In der Amalie seines „Allwill“ hat Jacobi ihr ein Denkmal gesetzt.

Den Haushalt übernahmen nun die „beiden Mädchen“, nämlich Jacobis Stiefschwestern Lotte und Lene. Die Tradition des Hauses, das gastfreieste aller Häuser zu sein, blieb gewahrt.

Freund Goethe half mit liebem Worte dem gebeugten, an Leib und Seele kranken Freunde: „Wir wollen auf die kurze Dauer unseres Daseins näher zusammenrücken“, schreibt er und klagt: „Ach, warum versäumt man so viele Augenblicke, Freunden wohlzutun“. Er lud Jacobi nach Weimar ein, und im Herbst des Jahres 1784 folgte dieser dem Rufe. Wie wohl ihm dieses Zusammensein getan, erfahren wir aus einem Briefe, den er Goethe nach der Rückkehr schrieb. „Lieber Goethe, ich habe Dich also wieder gesehen und viel mehr als das! Als ich wegging, war es mir nicht, als ob ich Dich verließ; ich war innig glücklicher, froher, heiterer, als da ich kam. Du weißt, wie ich Eindrücke annehme und sie in mir haften. Auch die leiseste Berührung, die ich kaum im Augenblick selbst gewahr wurde, entwickelt sich im Stillen und wächst zu vollem Leben auf. So bin ich jetzt noch im seligsten Genusse Deiner und weiß von nichts, das mir vergangen wäre. Erhalte mich so; Du kannst es — Du weißt es!“

Dann stürzte Jacobi sich in die Arbeit. Er hatte für sich eine philosophische Aufgabe erkannt: Das Herz gegen den Verstand zu verteidigen; das innere Erlebnis des Menschen, die Gewißheit, die Realität dieses inneren Erlebnisses vor dem kritischen, dem zersetzenden Verstande zu ret-

ten; das Recht des Glaubens, des Vernunftglaubens, der aus innerer Nötigung wächst, zu begründen.

Er hat kein philosophisches System geschaffen. „Nie war es mein Zweck“, sagt er selbst, „ein System für die Schule aufzustellen. Meine Schriften gingen hervor aus meinem innersten Leben, sie erhielten eine geschichtliche Folge. Ich machte sie gewissermaßen nicht selbst, nicht beliebig, sondern fortgezogen von einer höheren, mir unwiderstehlichen Gewalt“.

Es geht weit über Absicht und Rahmen dieses einführenden Vortrages, eine Darstellung und Würdigung des philosophischen Werkes Fritz Jacobis zu geben. Das wäre eine verlockende Aufgabe für einen Berufenen an einem besonderen Abend. Was er auf diesem Gebiete in der zweiten Hälfte seines Lebens, und in der Hauptsache nach seiner Düsseldorfer Zeit, geschaffen hat, gehört der Geschichte der Philosophie an und behauptet in ihr einen ehrenvollen Platz. Es will schon etwas bedeuten, wenn der große Philosoph Hegel von ihm sagt: „Jacobi hat in der Geschichte der deutschen Philosophie und in der Geschichte der Philosophie überhaupt eine bleibende Epoche gemacht“. Auf seine Zeit hat er stark gewirkt, zumal in die Zeit der deutschen Romantik hinein. Und seine Gedanken können dem, der sich in sie vertieft, auch heute noch viel, sehr viel, geben.

Wir wenden uns den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Düsseldorf, in seinem geliebten Pempelfort, zu. Noch 1790 hatte er diesen Landsitz, dessen Ausbau in Haus und Garten er ständig viel Liebe zuwandte, ganz neu gestaltet. Das Haus wurde aufs doppelte vergrößert und auch der Garten ungefähr noch einmal so groß.

An Forster schreibt er am 19. März 1790:

„Ich bin in einen solchen Sturm von Bauen und Pflanzen geraten, daß ich Lesen

und Schreiben darüber vergessen habe. In meine Peckesche und einen langen weiten Mantel bis an die Augen eingewickelt, hantiere ich von der Morgen-Dämmerung bis zur Nacht seit vielen Wochen, Tag auf Tag, unter meinen 25 bis 30 Arbeitern im Garten und beiße zwischendurch mich herum mit allen Zünften des Heiligen römischen Reiches auf meinem Hofplatz und zwischen den Trümmern meines Hauses. Sehen Sie, in dem Augenblicke, da ich Ihnen dieses schreibe, brechen sie mir von der Bachseite in mein Zimmer, und ich sehe wirklich durch die Breche. Nebenan werfen sie die Wände ein, unterdessen man mir im Vorzimmer Türe und Fenster zumauert. Glauben Sie, daß ein Philosoph so etwas erleben und seine Personalität salvieren kann? Die meinige ist längst dahin, und wenn ich es etwa nicht selbst bin, der an Sie schreibt, so nehmen Sie mir es nicht übel.“

Damals ahnte er noch nicht, daß er bald zu einem unstäten Wanderleben gezwungen sein werde.

Die französische Revolution warf ihre Wellen mehr und mehr ins Rheinland. Jacobi war einer der wenigen seinesgleichen, der sich von den schönen Worten, die aus Westen kamen, nicht berauschen ließ. Er sah auf die Taten. Ihm war das Gehabe in Frankreich in tiefster Seele zuwider. Als er einige Jahre später, da seine Ahnungen schrecklich erfüllt waren, mit Klopstock davon sprach, der sich anfangs hatte täuschen lassen, rief Klopstock von seinem Irrtum tief bewegt: „Jacobi, hören sie auf, ich ertrage es nicht“.

Französische Emigranten überschwemmten das Rheinland. Eine beängstigende Unruhe erfaßte die Menschen, von den neuen Ideen wie von der politischen Lage her. Jacobi, in der Ruhe des überlegen Schauenden, in der Abgeklärtheit des Weisen, wehrte sich innerlich gegen diese Unruhe

— mit mehr und weniger Erfolg, wie uns seine Briefe verraten.

Noch lag Pempelfort wie eine stille Insel in der steigenden Flut. Und wie zu einer letzten Bestätigung der Bedeutung dieser geistigen Atmosphäre kehrten im Jahre 1792 zwei erlauchte Geister an dieser Stätte ein: im Sommer Herder und im Herbst Goethe.

In einem Briefe an Wilhelm von Humboldt erzählt Fritz Jacobi von Goethes Besuch.

„Damals lag ich eines Abends wegen Kopfweh hingestreckt auf einem Canape und Lene las mir vor. Ein geschwätziger Kriegsrat R., den ich auf meiner Rückreise von Karlsruhe bei Dohm (in Köln) kennen gelernt hatte, wollte mir über den Hals. Er kam mit seinem Registerschiff von Wesel zurück. Ich hatte ihm sagen lassen, daß ich todkrank — wenn es sein müßte — gestorben, begraben wäre. Das war geschehen, schon vor zwei Stunden, und ich glaubte mich gerettet. Da klingelte es, und ich höre Geräusch; ein Bedienter kommt hereingeschlichen: „Ein fremder Herr“. Doch der verdammte R., sagte ich verzweiflungsvoll; ich sehe... ich spreche ihn nicht! Lene ging hinunter, um zu sehen, wie sie dem Übel abhülfe. Der Fremde war schon an der Treppe, das hörte ich, sprang auf — Goethe! rief ich aus, gewiß Goethe! — Er war es, liebster Humboldt, er selbst!

Er war nur auf acht Tage gekommen, blieb vierzehn Tage, blieb drei Wochen und wäre wahrscheinlich bis zum Frühjahr, wenigstens noch eine gute Zeit geblieben, wenn nicht Dumourier mit Riesenschritten herangerückt wäre. Da die Franzosen zu Aachen einrückten, brach Goethe auf. Nach dieser Trennung ging es uns übel. Traurig und kummervoll brachten wir den Rest des Winters zu...“

Jacobi sah, daß auch seines Bleibens nicht mehr lange war.

Und Goethe schreibt: „So schied ich denn mit dem wunderlichsten Zwiespalt: die Neigung hielt mich in dem freundlichsten Kreise, der sich soeben auch höchst beunruhigt fühlte, und ich sollte die edelsten Menschen in Sorgen und Verwirrung hinter mir lassen...“

Als im Herbst 1794 die Franzosen gen Düsseldorf rückten, verließ Jacobi sein Pempelfort und folgte der Einladung seiner Freunde (Stolberg, Reventlow, Claudius) nach Holstein. Was er beim Scheiden als eine wenn auch längere, so doch vorübergehende Trennung ansah, wurde durch die Entwicklung der Dinge ein dauerndes Exil. Er verließ im Oktober 1794 Düsseldorf für immer. Nur einmal, 1801, hat er zu kurzem Aufenthalt sein Pempelfort wiedergesehen, als er seine Kinder in Düsseldorf und Aachen besuchte.

„Fritz Jacobis Werden und Wirken in Düsseldorf“, so lautet das Thema dieses Vortrages. Wir stehen am Ende. Als Jacobi von Düsseldorf schied, war er 51 Jahre alt. Fünfundzwanzig weitere reiche und ausstrahlende Lebensjahre bleiben besonderer Behandlung vorbehalten. Zehn davon lebte er als Emigrant in Holstein, zuletzt in eigenem Hause zu Eutin, reiche Jahre philosophischer Arbeit und Ausstrahlung. Dann sollte sein Leben äußerlich einen weithin sichtbaren Höhepunkt erreichen. Friedrich Heinrich Jacobi wurde auf einen der bedeutendsten Sitze, welche die deutsche Wissenschaft zu vergeben hatte, berufen: er wurde Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München. Dort hat er sein reiches Leben beschlossen.

Wenn das Wort des Dichters, mit dem ich enden möchte, das Wort Schillers, wahr ist, so haben wir den Lebensweg eines Mannes begleitet, dessen Geist unsterblich durch die Zeiten geht, denn: „Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten“.

Ferdinand Deycks:

Am Grabe Fritz Jacobis *)

An einem sonnigen Nachmittage des launischen Herbstes 1847 wanderte ich vor dem Sendlinger Tore zu München dem großen Begräbnisplatze zu. Die Stadt mit ihren neuen Prachtstraßen und Palästen hatte abermals das Bild menschlicher Regsamkeit und edler Schöpfungsfreude mir geboten, so wie der Anblick der herrlichsten Bildwerke und Gemälde die Gewißheit eines höheren geistigen Daseins, erhaben über den Staub, über die Verworrenheit des Tages. Nun aber zog es mich hinaus dahin, wo fern vom Getümmel der Welt die Toten ruhen. Es ist nicht die letzte Sehenswürdigkeit Münchens, sein Gottesacker. Die Kunst hat ihren wohlthätigen Anhauch auch hierher verbreitet. Zwischen Blumenhügeln und oft edel geformten Denkmälern ziehen sich lange, wohlgehaltene Straßen hin. Ein hallenähnliches Gebäude, mit Bildsäulen und Büsten geschmückt, schließt im Halbrund das Ganze. Springbrunnen plätschern hier und da; die feierliche Stille des Ortes ist nicht ohne Leben. Männer, Frauen, Kinder waren beschäftigt, Gräber aufzufrischen, der Blumen zu warten. Ich aber suchte unter den vielen Tausenden von Namen, berühmten und unberühmten, die ich las, e i n e n, der von Jugend auf mir hoch geklungen: Friedrich Heinrich Jacobi.

Endlich war es gefunden, das schlichte Denkmal von Eisen, unter welchem der

hellste Geist, das edelste Herz nun schon fast ein Menschenalter ruht. Seine Nachbarschaft ist gut: Heinrich Schenk und dessen Sohn, der Dichter Eduard von Schenk, der 1841 starb, zur Rechten der 1843 zu früh geschiedene Wilhelm Abeken, der unermüdliche Forscher der Altertümer Italiens, etwas weiter die Denksteine der Griechen Leonidas und Mauromichalis, welche hier im Lande der Hyperboreer 1833 die Cholera hinraffte. Wie viel Geist, welcher hohe Ernst, welche rege Liebe schlummert hier im Bereich weniger Schritte! — Da gedachte ich des gesamten Verlaufes des Jacobi'schen Lebens. Ich sah ihn im schönen Pempelfort, von blühenden Nachkommen, von edlen Freunden umgeben, wirken für das Beste, das wir auf Erden zu erlangen vermögen. Mir ward groß zu Mute. Jetzt sank im Westen die Sonne. Sie warf goldnen Schimmer auf die gothische Turmspitze der Marienkirche in der Au, jenseits der Isar, wo ich am Morgen erst den Geist des früh verklärten Baumeisters verehrt, die Kunst der Glasmalerei bewundert hatte, welche das irdische Dunkel mit dem Zauberlichte des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung erhellen. In der Ferne hoben die Alpen ihre Schneegipfel empor zum ewigen Himmelblau.

*) Aus: Ferdinand Deycks, Friedrich Heinrich Jacobi. Frankfurt 1848.

Nachwort:

Als die Schriftleitung sich nach dem Grabe Fritz Jacobis in München erkundigte, erhielt sie die Antwort, daß Jacobis Grabstätte seit 1910 erloschen und seit 1927 eingeebnet sei. Die Gebeine des Dichters wurden nicht exhumiert und die Grabstätte nicht wieder für andere Beisetzungen benutzt. Vielleicht besteht die Möglichkeit, das berühmte Grab wiederherzurichten. Die Büste, die einstmals Jacobis Grabstätte zierte, steht heute in den alten Arkaden des Südfriedhofes in München.

Aus der Chronik des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“

Am 10. März 1819, vor 120 Jahren, starb in München der Philosoph und Dichter Friedrich Heinrich Jacobi. Er war am 25. Januar 1743 in Düsseldorf geboren. Die Heimatstadt Düsseldorf verdankt ihm viel. Der Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ tat darum gut, ihm eine Feier zu widmen. Bei dieser Veranstaltung ging es um Persönlichkeiten aus der Familie Jacobi; damit aber auch um Gedanken und Taten, die das schöne Düsseldorf geprägt haben.

In der Aula der Staatlichen Kunstakademie war es ein klangreicher Abend. Die Stimmung des berühmten Kreises um Fritz Jacobi hatte ihren Widerhall. Es gehört zu den sympathischen Zügen der niederrheinischen Stadt, daß sie ihr Pempelfort als eine feine Musik im Sinn behält. Düsseldorf berief sich nie billig auf das Pempelforter Idyll, auf die weitreichenden Beziehungen. Ebenso verhielt man sich bei der Feier zu Ehren Fritz Jacobis am 7. März 1939.

Willi Hülser spielte am Flügel meisterhaft Mozart und Beethoven. Hilde Effer-Melitz las einiges vor, was Goethe und Jacobi freundschaftlich geschrieben. Frau Effer begeisterte, indem sie das Pathetische nicht unterstrich, hingegen mit einer dem Ursprünglichen gemäßen Natur die Sätze, welche es an Empfindung und Begeisterung nicht mangeln lassen, lebhaft und gemessen sprach. Und Hans Heinrich Nicolini hielt einen Vortrag über Friedrich Jacobis Werden und Wirken in Düsseldorf (siehe diesen in diesem Heft vorne).

Willi Weidenhaupt dankte für den ausgezeichneten Vortrag Nicolinis und den gewichtigen Anteil, den die Künstler am Gelingen des Abends hatten.

W. W.-s.

*

Zur würdigen Ausgestaltung seines 7. Stiftungsfestes hatte der Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ Mühe und Kosten nicht gespart. Zu der den Abend einleitenden Heldenehrung fand Franz Müller tiefempfundene, gehaltvolle Worte. Nachdem Präsident Weidenhaupt aus den Händen von Dr. Willi Kauhausen hochofrenet einen prächtigen Ehrenstuhl als Zeichen der Dankbarkeit des Vereins entgegengenommen hatte, hielt er einen Rückblick auf die Vereinsarbeit, welche die „Jonges“ mit berechtigtem Stolz erfüllt. Gediegen im geistigen Inhalt und herzwinnend in der Form baute dann Rektor Spickhoff seine Festansprache auf den Grundgedanken Volk, Heimat und Heimatpflege auf. In die deutsche Ge-

schichte zurückgreifend, betonte er, daß das erste mittelalterliche Reich sich nicht zu halten vermochte, weil das Sehnen seiner Herrscher aus dem Lande hinaus nach Italien ging. Im 17. und 18. Jahrhundert entwickelte sich im Volksbewußtsein mit dem Aufkommen des 3. Standes der Begriff des Staates, und erst das 19. Jahrhundert brachte den Begriff „Heimat“. Die Liebe zu ihr bildet die Wurzel alles Gemeinschaftssinns, aus der Treue, Hingabe, Opfersinn erblühen. Der Heimatgedanke hat einen ethischen und rechtlichen Inhalt, und die Großstadt birgt heimatliche Werte nicht weniger als das „Land“. Nur kostet es hier mitunter einige Mühe, sie zu erschließen, sei es, indem man sich um geschichtliche Aufklärung bemüht, oder in den Entwurzelten oder Neuhinzugezogenen Heimatliebe neu zu erwecken trachtet. Hierzu reichen natürlich die Kräfte des einzelnen nicht aus, es bedarf einer starken Bewegung, wie sie der Verein der „Düsseldorfer Jonges“ verkörpert. Von dessen Wollen und Können kündeten die neuhergerichtete Jan-Wellem-Kapelle, das Mausoleum, der „Gießbrunne“, das Pastor-Gäsch-Grab, die Düsselquelle, der Durchblick auf die alte Düssel, der Fischerbrunnen, das Speesche Ehrenmal, verschiedene Plaketten und vor allem auch die vielen wertvollen Publikationen in ihren „Düsseldorfer Heimatblättern“. Das Stiftungsfest erhielt weiter sein Gepräge durch erlesene künstlerische Darbietungen. Vor allem hatte sich wieder Meister Willi Hülser zur Verfügung gestellt. Seine Darbietungen von Schöpfungen Schuberts und Liszts waren — kurz gesagt — ausgezeichnet und fanden den entsprechenden Beifall. Auch die Gesangsgaben von Ferdi Erdtmann und Willi Johann, die in Alex Flohr einen taktvollen Begleiter hatten, lösten wie stets reine Freude aus. Als Kunder eigenen dichterischen Wortes trat Heinz Heister in kernigen Widmungen usw. auf, wozu sich mit fröhlichen Rezitationen Hans Müller-Schlösser, Franz Schönborn und Paul Gehlen gesellten. In herzlicher Form vollzog sich noch eine Ehrung der Siebzighährigen.

Die Eiserne Ehrennadel erhielten die verdienten Mitglieder: Fabrikdirektor Robert Belz, Kaufmann Carl Böhmmer, Kaufmann Fritz Burg, Kaufmann Heinrich Coenen, Bäckermeister Jean Hinkel, Amtsgerichtsrat Josef Klein, Bürgermeister Nicolaus Knopp, Rentner Wilhelm von Kraft, Gärtnereibesitzer Fritz Orths und Hofphotograf Julius Söhn. Dr. F.R.

Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ im Monat April 1939

- | | |
|--------------------------|---|
| Dienstag, den 4. April: | Monatsversammlung. (Vereinsheim) |
| Dienstag, den 11. April: | Über den Sohn des berühmten Fritz Jacobi, Max Jacobi, den Reformator des deutschen Irrenwesens, spricht der derzeitige Leiter der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Grafenberg. Professor Dr. Sioli. — Anschließend Osterbräuche. (Vereinsheim) |
| Dienstag, den 18. April: | Die „Düsseldorfer Jonges“ feiern den Geburtstag des Führers. (Vereinsheim) |
| Dienstag, den 25. April: | Unser Mitglied Opernsänger Ferdi Erdtmann gibt aus Anlaß seines Scheidens von Düsseldorf einen „Robert-Schumann-Liederabend“ im Festsaal des „Zweibrücker Hofes“, Königsallee, bei unserem Mitglied Willi Clemens. Unsere verehrten Damen und Angehörigen sind zu diesem Festabend herzlich eingeladen. |